



Frauen in Sri Lanka zeigen Bilder ihrer verschwundenen Angehörigen. Einem von Todesschwadronen Ermordeten ist die Titelfigur des Romans nachempfunden. Foto Picture Alliance

Ein Toter, der den Leser während des gesamten Romans mit „du“ anspricht, ist der Erzähler von „Die sieben Monde des Maali Almeida“. Was es mit dem schwarzen Humor des 1975 in Sri Lanka geborenen Autors Shehan Karunatilaka auf sich hat, zeigt sich schon auf den ersten Seiten. Denn das „Dazwischen“, in den es den Protagonisten Maali verschlagen hat, hat so gar nichts Überirdisches an sich, sondern erinnert vielmehr an ein Finanzamt mit Geldsorgen. Die Verstorbenen, die hier auf den Übergang ins „Licht“ warten, werden in diesem Himmel jedenfalls mit allerlei Papierkram und schlecht gelaunten Beamten malträtiert und müssen Schlange stehen wie auf Erden.

Karunatilaka ist der erste Schriftsteller aus Sri Lanka überhaupt, der mit dem Booker Prize ausgezeichnet wurde, 2022. Der Preis ist auch deshalb eine Erwähnung wert, weil die Publikation des Romans keinesfalls selbstverständlich war. Nach der ersten Veröffentlichung in Indien scheuten sich internationale Verleger aus Furcht, der Stoff könnte für westliche Leser zu befremdlich sein. Der kleine unabhängige Verlag Sort Of Books in London wagte es schließlich, nachdem der Autor nochmals Hand angelegt hatte, damit auch wirklich alle, die nichts über Sri Lanka wissen, der Geschichte folgen können.

Nicht nur die Erzählposition in der zweiten Person ist hier bemerkenswert, mit der es über 550 Seiten hinweg gelingt, den Leser bei der Stange zu halten. Das finstere Herz dieser überbordenden Prosa ist ein Pogrom. Im Jahr 1983 wurde es in Sri Lanka an der tamilischen Bevölkerung verübt und mündete später in einen Bürgerkrieg, der den Inselstaat 26 Jahre lang im Würgegriff hielt. Die Szenarien im Roman sind absurd, wenn sich etwa Leichen wie Kesselflicker zanken, aber hinter der Burleske steht der reine Schrecken: Folter, Zerstückelung und Mord. Die Dämonen sind hier nicht annähernd so furchterregend wie die realen Menschen, und die zentrale Frage des Romans ist die Theodizee: Wie konnte Gott eine Welt voll solcher Grausamkeiten zulassen?

Der tote Erzähler Maali, der herausfinden möchte, wie und warum er gestorben ist, nahm zu Lebzeiten Fotoaufträge von nahezu jedem an, der ihn dafür bezahlte: Regierungsbeamte, Journalisten, Menschenrechtsorganisationen, Spione. Vor

Das Himmelreich ist ein Finanzamt mit Geldsorgen

Shehan Karunatilaka erzählt im Roman „Die sieben Monde des Maali Almeida“ vom Bürgerkrieg in Sri Lanka.

allem aber fotografierte er Dinge, die er nicht sehen sollte. Es heißt, die Wahrheit mache einen frei, sagt er einmal im Roman, in Sri Lanka aber sei die Wahrheit lebensgefährlich. Der Fotograf gemischer Herkunft wurde mit seiner Nikon-Kamera zum Beobachter des Gemetzels auf allen Seiten – Tamilen, Singhalesen, Marxisten, Militär und indische Truppen bekämpften sich in diesem Bürgerkrieg. Und nun bevölkert er zusammen mit anderen Toten die sri-lankische Hauptstadt Colombo.

Die Verstorbenen gleiten im Wind durch die Stadt oder stehen in Zimmern, Folterkammern oder an Seen direkt neben den Lebenden, denen sie ins Ohr blasen oder zuflüstern. Sie reagieren auf die andere Welt und sprechen untereinander wie in Wim Wenders „Himmel über Berlin“. Wenn sie wispern, fühlen die Lebenden eine unheimliche Präsenz, die sie sich aber nicht erklären können, deshalb sie mitunter glauben, das Geflüsterte wären ihre eigenen Gedanken.

Die Stimmen der Lebenden und der Toten, die Shehan Karunatilaka am selben Ort zur gleichen Zeit zusammen-

bringt, erzählen nicht zuletzt davon, dass da jenseits der sichtbaren Welt noch etwas anderes existiert. Erzählt wird das witzig, originell und in halsbrecherischem Tempo. Wild mischt der Autor die Genres, wenn der Roman mal als Krimi daherkommt, mal als Gespenstergeschichte, historische Roman, politische Groteske oder Liebesgeschichte. Die Themen reichen von Politik über Geschichte bis zu Religion und Mythologie. Die Ereignisse und Protagonisten haben teilweise reale Vorbilder. Vor allem aber ist der Roman eine Verbeugung vor Karunatilakas Säulenheiligen: Gabriel García Márquez und Salman Rushdie. Wie sie bricht er mit konventionellen Erzählweisen.

Die Herausforderung für westliche Leser, die nicht mit jedem Detail der Geschichte Sri Lankas vertraut sind, ist nicht zu leugnen und tritt doch immer mehr in den Hintergrund angesichts von Karunatilakas unerschrockener Auseinandersetzung mit dem schmerzhaften Kapitel seiner Heimat. Der Übersetzer Hannes Meyers ist es zu verdanken, dass man sich in diesem labyrinthischen Erzählen auch im Deutschen nicht verliert.

„Die sieben Monde“ des Titels beziehen sich auf die sieben Nächte, die Maali zur Verfügung stehen, um das Rätsel seines Todes zu lösen. Dass der Verstorbene auch jetzt noch dem Leben näher ist als dem Tod, wird in dieser Woche deutlich. Schwere wiegt, dass Regierung und Militär wegen ihm seinen einstigen Geliebten DD und dessen Cousine Jaki jagen. Die Freunde haben eine Schachtel mit belastenden Fotografien von Maali gefunden, hinter der im Roman viele her sind. Nicht zufällig beginnt er mit einem Auszug des sri-lankischen Dichters und Journalisten Richard de Zoysa: „Vater, vergib ihnen, / denn ich werde es niemals tun.“ Zoysa wurde ebenfalls entführt und im Jahr 1990 ermordet, angeblich von Todesschwadronen mit Verbindungen zur Regierung. Ihm ist die Titelfigur Maali nachempfunden.

Karunatilakas preisgekröntes Debüt „Chinaman“ erschien 2010 noch im Selbstverlag. Wie schon in diesem Kricketer-Roman drängt es Karunatilaka auch hier zur sarkastischen Pointe, wenn er Maali sagen lässt: „Das eine Gute, was man über Bomben sagen kann: Sie sind weder rassistisch noch sexistisch, noch interessieren sie sich für Klassenfragen.“ Trotzdem ist die Lektüre nichts für schwache Nerven, wenn man weinenden Eltern begegnet, die wegen ihrer vermissten Kinder bei der Polizei auf taube Ohren stoßen, oder minderjährigen Soldaten, die lieber giftigen Tee trinken, als auf dem Schlachtfeld zu sterben. Der Roman gibt, was man sich von besonderen Büchern wünscht: aufregende, mitunter überwältigende Einblicke in eine unbekannte Welt. Dazu läuft auf der Tonspur Maalis ironisch-scharfzüngiger Kommentar. Der Tote zeigt uns die reale Welt in all ihrer Brutalität. Dass Karunatilaka den Bürgerkrieg trotzdem nicht einfach nur erzählerisch rekonstruiert, sondern Erinnerung und historische Zeugenschaft literarisch bearbeitet, verleiht seinem Roman künstlerische Autonomie.

SANDRA KEGEL



Shehan Karunatilaka: „Die sieben Monde des Maali Almeida“. Roman. Aus dem Englischen von Hannes Meyer. Rowohlt Verlag, Hamburg 2023. 544 S., geb., 30,- €.

Das Tier in uns will endlich ausbrechen

Die geschlossene Bibliothek: László Krasznahorkais neuer Erzählungsband „Im Wahn der Anderen“

Der Moment, in dem der altgediente Bibliothekar realisiert, was er da schon viele hundert Mal achtlos angesehen hat, gleicht einer Epiphanie. Das Gebäude der Telefongesellschaft gleicht einem unzugänglichen Bunker, eine Internetrecherche offenbart zudem, dass die Zwischendecken stabil genug sind, um die schwersten Lasten zu tragen. Was, fragt sich der erleuchtete Spaziergänger, wäre geeigneter für seine Zwecke, für die Ausführung seines geheimen Plans, geformt in endlosen Stunden in der New York Public Library, seinem Arbeitsplatz seit 41 Jahren?

Der Bibliothekar, der die Bücher seiner Einrichtung nur sehr unwillig an diejenigen abgibt, die sie lesen wollen, träumt davon, sie in besagtem Turm zu verschließen, den Eingang zuzumauern und selbst als „Palastwächter“ zu fungieren. Die mehr als zwanzig Hefte, in denen er den Plan handschriftlich entwickelt hat, will er dazulegen – als Monument eines Denkens, das die Abwendung von der Welt feiert und dem Drang, irgendwohin zu gehören, zutiefst misstraut –, beim Besuch von Ausstellungen etwa geißelt er die „ängstlichen Nachahmer ängstlicher Trends“. Dass dieses rigorose Konzept an unerwartete Grenzen stößt, registriert er auch, etwa wenn er sich selbst Rechenschaft über sein Denken ablegt und dafür das Kommunikationsinstrument der Sprache nutzt: „Ich kann“, notiert er, „was ich will, nur so beschreiben, als würde ich es zu jemandem sagen, aber ich sage es natürlich zu niemandem.“ Die Hefte seien für niemanden Augen bestimmend und lesen sich doch bisweilen wie eine Ansprache, deren Adressaten keine Individuen sind, sondern eine gesichtslose Gruppe: all jene, die ihn täglich auf den Straßen der Stadt umgeben.

Der atemlose, neunzig überwiegend absatzlose Seiten umfassende Bericht des Bibliothekars, der sich „herman melville“ nennt, bildet unter dem Titel „Kleinstarbeit für einen Palast“ das räumliche Zentrum des Erzählungsbandes „Im Wahn der Anderen“ von László Krasznahorkai, der nun zum morgigen siebzigsten Geburtstag des ungarischen Autors auch auf Deutsch erschienen ist. Das Buch versammelt drei Texte aus den Jahren 2010 bis 2019, von denen der erste und der dritte in Korrespondenz zu Werken des Künstlers Max Neumann entstanden sind, zudem enthält der Band QR-Codes auf eine Website mit Schlagzeugstücken, die Miklós Szilveszter für die einzelnen Abschnitte der dritten Erzählung „Richtung Homer“ komponiert und eingespielt hat.

Erweist sich der Autor damit als ausgesprochen offen für den Austausch mit anderen, sind seine Protagonisten umgekehrt vom Gefühl ihrer Isolation

durchdrungen und dabei kaum fassbar. Was ist das für ein Wesen, das in der Erzählung „Animalinside“ spricht, das „ich“ sagt, doch vor allem davon berichtet, was es nicht ist: „ich habe nichts Zahmes an mir“, nichts „Behut-sames“ oder „Besonnenes“, keine „Erinnerung, ich habe keine Vergangenheit“, und geboren oder geworden ist das Wesen auch nicht.

Seinen Ursprung könnte es in den kolorierten Zeichnungen Max Neumanns haben, die diese Erzählung begleiten und den erprobten Sinn Krasznahorkais für Außenseiter und Eigenbrötler womöglich angesprochen haben. Auf Neumanns Bildern ist ein



László Krasznahorkai: „Im Wahn der Anderen“. Erzählungen. Mit Bildern von Max Neumann. Aus dem Ungarischen von Heike Flemming. S. Fischer Verlag, Frankfurt 2023. 256 S., geb., 38,- €.

schattenhaftes Wesen zu sehen, in gleicher Haltung, aber in ständig neuer Umgebung, was sich in den jeweiligen Abschnitten der Erzählung verhalten oder auch direkt niederschlägt: Einmal blickt es scharf konturiert auf das verbläute Porträt eines älteren Mannes, der dem Autor entfernt ähnelt und der ein Blatt Papier in der Hand hält; der zugehörige Text beginnt mit den Worten: „Ich bin das, das ausbrechen wird.“

Die Kunst Krasznahorkais besteht nicht zuletzt im Erschaffen und Ausmalen solcher Wesen, die sich der Beschreibung von außen entziehen, um ganz aus ihrem Inneren heraus zu wirken, sodass der Betrachter zwischen Irritation und Faszination steht. Schon sein früher, großartiger Roman „Satanstango“ war von dieser Erzählweise bestimmt, und die wehrhaften Sonderlinge wie der Moosforscher aus „Baron Wenckheims Rückkehr“ bilden eine Resistenz gegenüber den Anforderungen der Welt aus, die sich bis zum Bibliothekar und Palastwächter der jüngsten Publikation Krasznahorkais verfolgen lässt.

Er landet, dem „Wahn der Anderen“ unterworfen, in einer Heilanstalt, in der er unverdrossen weiter seine Pläne für die auf ewig geschlossene Bibliothek schmiedet. Und wenn in der dritten und letzten Erzählung des Bandes ein namenloses Wesen durch die Gegend hetzt, verfolgt aus unklaren Gründen und jederzeit vom Tod bedroht, dann bezieht auch hier der Text seine enorme, sinnliche Wucht aus der Würde des Einzelgängers, der sich mit der Welt um ihn herum weder gemeinmachen will noch kann. TILMAN SPRECKELSEN



Ein Beitrag Max Neumanns zu „Animalinside“

Illustration Max Neumann

Wie du in den Kübel rappelst

Famoses Vermächtnis zu Lebzeiten: Michael Buselmeier nennt die Gedichte aus „In den Sanden bei Mauer“ seine letzten

„In den Sanden bei Mauer“: Der sperrige Titel bleibt für sich genommen unverstänlich, wenn man nicht weiß, dass Mauer ein Dorf bei Leimen ist, dem Heimatort des Tennisstars Boris Becker. Dort legte ein Arbeiter namens Hartmann 1907 beim Sandschuppen den Unterkiefer des Homo heidelbergensis frei, der, Elefanten und Nashörner jagend, lange vor dem Neandertaler das Neckartal durchstreifte. 600.000 Jahre später tritt an selbiger Stelle Michael Buselmeier als Heimatforscher, Stadtführer und Dichter auf. Schwankend zwischen Selbstüberschätzung und Minderwertigkeitskomplex, identifiziert er sich umstandslos mit den Größten seiner Zunft. Vielleicht ist das der Grund, warum er seinem im kleinen Morio Verlag erschienenen Lyrikband gleich vier Zitate seines Hausgottes Hölderlin vorangestellt hat – weniger wäre mehr, aber darunter macht Buselmeier es nicht.

„Es war etwas Schrilles, Hochmütiges um ihn, eine Mischung aus Anmaßung

und Furchtsamkeit“: So hat Buselmeier sich selbst in seinem für den Deutschen Buchpreis nominierten Roman „Wunsiedel“ charakterisiert, und diese Eigenschätzung ist zu überprüfen anhand seiner neuen Gedichte, die hoffentlich nicht, wie im Untertitel vorschnell behauptet, seine letzten sind.

„Hölderlin in Frankreich“ heißt ein den Band eröffnendes Elegie, die locker, aber nicht unpräzise Buselmeiers Bandbreite und zugleich seinen literarischen Anspruch sichtbar macht: „ein umherschweifender Deutscher, / der kreischend / davonsprang // über die / Stoppeläcker, als ich ihn ansprach / du verstörter Geist // beschmutzte Kleidung / doch edler Ausdruck / des Schmerzes.“

Michael Buselmeier war und ist ein rastlos Wandernder, der auf der Suche nach seinem verlorenen Schatten die Landschaften der Literatur durchweilt, nicht in Siebenmeilenstiefeln wie Peter Schlemihl, sondern in Turnschuhen, und

dabei verstorbener Freunde gedenkt. Allen voran Arnfrid Astel, Herausgeber der „Lyrischen Hefte“ und Literaturredakteur beim Saarländischen Rundfunk: „Du bist der Blitz aus dem / Plane der Inspiration / die Schnecke die sich / spiralgig / aus der Muschel dreht“, heißt es in einer Hommage, die, in Regel und Beispiel zugleich, die von Astel bevorzugte Form des poetischen Stenogramms aufgreift. Und weiter: „Wie Sand am Meer hast du die / leuchtenden Verse / unter uns Blinde verstreut.“

Man fühlt sich an die Schlesische Dichterschule erinnert oder an den Göttinger Hain, deren Vertreter sich vor dahingehenden Kollegen verneigten wie in Buselmeiers Grabinschrift für den vor einem Jahr verstorbenen Lyrikkritiker Michael Braun: „Am Rohrbach bei der bewussten / Eichendorff-Hecke / nach unserem letzten Gespräch / zu Enzensbergers Ende / blickten wir uns lange an / über den Paradiesgarten hinaus.“

Um es vorwegzusagen: „In den Sanden bei Mauer“ ist ein großer Wurf, vielleicht Buselmeiers bestes Buch, weil er hier auf Überflüssiges verzichtet, keine falschen Rücksichten nimmt und sich ungeschützt als der zeigt, der er ist: ein nervöser, manchmal auch nerviger Typ, der niemandem nach dem Munde redet und sagt, was er – und nur er – zu sagen hat. Dass dabei, nach mehr als fünfzigjähriger Präsenz im Literaturbetrieb, belegt durch zahlreiche Bücher, kein leeres Geschwätz herauskommt, weder Selbstmitleid noch Nostalgie, grenzt an ein Wunder. Buselmeiers Nachruf auf den amerikanischen Kultautor Charles Bukowski, der sich unter Penner und Prostituierten wohler fühlte als auf dem Podium einer Akademie, spricht für sich: „Alltagsgedicht / Heidelberg, März 1994 // Dieser Penner der Freak da / mit dem fettigen Grauhaar / ruft mir vom Straßenrand zu // hey Stadtführer Radfahrer / weißte schon – / Bukowski ist tot // gib mir sofort fünf Mark.“

Man möchte immer weiterzitiere, denn in diesem kurzen Text stimmt alles: von der neuen Schägigkeit der Neunzigerjahre, als Obdachlose und Alkoholiker die Fußgängerzonen in Besitz nahmen, und von der Währungsunion zum Euro, der bald schon die D-Mark ersetzte. Doch Buselmeier kann auch anders, so etwa in einem „Sternbilder“ betitelten Schlaflied, das, zeitlos und romantisch zugleich, einen Bogen schlägt vom Hasenstall im Gemüsegarten bis zu den Gestirnen im All: „Nachts beginnen die / Pfälzer Sterne zu glühen / über den Hasenställen // über den Zelten / der Kinder / die im Schlaf stöhnen // Der Himmelsjäger / Orion / trägt drei Sterne am Gürtel“.

In Buselmeiers „Letzten Gedichten“ gibt es, wie beim früh verstorbenen Rolf Dieter Brinkmann, keinen falschen Ton, kein schiefes Bild. Die Probe aufs Exempel ist sein Alterspoem „Achtzig verweht“ mit dem erklärenden Zusatz „Sonett im barocken Ton“. Auch hier ist die

Störung der Harmonie vom Autor gewollt, die Drastik der Schilderung genau kalkuliert: „Wie du so strotstlos in den Kübel rappelst / und dich mit andern Windelträgern kappelst / am Fensterkreuz die Unterhohe zappelt. // Mitten im Schlafsaal stehst du, nackt, verlegen, / reißt dir die Schläuche aus dem Leib verwegen: / Mein Sohn soll kommen und mich trockenlegen.“ Das ist barockes Vergänglichkeitspathos, Memento mori und moderne Sozialkritik, durch postmoderne Reime verknüpft, und dem ist nichts hinzuzufügen. HANS CHRISTOPH BUCH



Michael Buselmeier: „In den Sanden bei Mauer“. Letzte Gedichte. Morio Verlag, Heidelberg 2023. 72 S., geb., 20,- €.